

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT · MÜNCHEN

## Die Spinne und ihre Opfer

(Wilhelm Schütz)



„Wie schön sie mir ins Netz gegangen sind, jetzt brauche ich sie nur noch vollends einzuwickeln!“

Il ragno e le sue vittime: „Con che facilità mi son venuti nella rete! Ora non abbisogno che d' involupparli completamente!“



Im Gehirn wird's weich und tiecher.  
Man verpömpelt, man vergißt.  
Rette, was zu retten ist!  
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Denn da haufen faule Drohnen:  
Ältes, überkomm'nes Zeug.  
Abgetand'ne Zeitungsetz  
und Präokupationen.

Nicht eracht zu End' Gedachtes.  
Nachweh'n von Suggestion.  
Billiger Wis und flauer Hohn.  
Angefäng'nes, Halbbollbradchte.

Peinliche Erinnerungen.  
Selbsttrug, ganze Schachteln voll.  
Älterhand auf Konto Soll.  
Und wie viel vorbeigelungen!

Hirngespinnfte, grau und heter.  
Stechenperde, Futterneid.  
Eiferlucht, Bequemlichkeit.  
Und so weiter - und so weiter -

Weg damit! So wirft du reicher.  
Ach, es geht oft feltam her:  
Weniger ist manchmal Mehr...  
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Ratatöhr

## Die Selbstgedrehte

Von Welter Falitzick

Es gibt Leute, die schwören auf die selbstgedrehte Zigarette. Ich schwöre auch ein bißchen, wenn ich keine andere habe. Die Selbstdreher sind ein stolzes Geschlecht, und wenn sie grade selbst drehen, verachten sie die anderen.

Wir stehen dann im Mittelpunkt des Interesses. Wir holen das Kästchen mit dem Tabak heraus, wir nehmen das Zigarettenpapier zur Hand, blasen es auf, tun Tabak drauf und drehen dann. Sehen Sie sol Natürlich, wenn man's vormachen will, wird's nie so schön. Wir werkeln mit den Fingern herum, bremsen links und rechts, schieben Tabak wieder herein, versuchen die eine

### Orkan der Leidenschaft

Es traf sich, daß das Ehepaar Bollmann aus der Buchstraße bei einem Kinobesuch den Großfilm „Orkan der Leidenschaft“ erwischte. Eingemeraßten verblüfft, aber mit sichtlicher Anteilnahme, betrachteten die beiden das äußerst heftige und unalltägliche erotische Gebaren auf der Leinwand. Gesine Bollmann fühlte sich in Gemüts-tiefen angegrührt, die durch das Zusammenleben mit Krischan Bollmann bisher noch nicht beansprucht worden waren. Sie seufzte lustvoll. „Kuck mal, Krischan, was der sich mit Ihr hat“, sagte sie.

„Och, Krischan, wenn 'n das so sieht - Ich kann mich nicht besinnen, daß du dschemals so aus dir rausgegangen wärs!“

„Das mag woll, Sitschen“, versetzte Krischan Bollmann nüchtern. „Aber denn müßt du auch bedenken, was der da 'n Berg Geld für kriecht.“ K. L.

Papierselte unter die andere zu kriegen. Ich sage mit Vorbedacht: versuchen. Hundert Finger sollte man haben! Daß dabei viel Tabak herunterfällt, wer weiß wohin? Ist ein Schönheitsfehler und gilt nicht. Soll ich sagen, daß manchmal das Papierblättchen reißt, selbstverständlich nur bei ganz grünen Anfängern? Nein, ich soll es nicht sagen. Und nun kommt etwas ganz Wichtiges: das Befuchten des Papierrandes mit der Zunge, schnell und elegant. Wer diese Klippe überwindet, hat schon viel gewonnen. Manchmal platzt dabei der ganze Laden, und der gute Tabak rint ins All. So, jetzt wird's zugeklebt, dabei muß man mit den Fingern eine Art Vöhr schlagen. Was Sie jetzt hier sehen, ist nicht etwa eine kleine Trompete, wie Sie aus der Form schließen könnten, sondern soll eine Zigarette sein. Deshalb knelt man links und rechts den wiederstehenden Tabak mit dem Fingernagel ab. Wenn das das Ding auch noch verträgt und geduldig aushält, kann geraucht werden.

So geht es natürlich nur bei Anfängern. Anfänger bleibt man ungefähr 10 Jahre lang. Nach dieser Zeit entstehen schon ganz wohlgeformte Trompeten oder auch an den Enden zespitzte wurstartige Gebilde, auf die man ziemlich stolz ist und die der Dreher für recht vollkommen hält. Verzeihen Sie bitte, ich bin Sachkennner, ich bin im dritten Drehjahrzehnt, wobei bemerkt werden muß, daß Weltkriegs dem Drehen sehr förderlich sind, sie zählen eigentlich doppelt.

Auch ich weiß die Geschichte von dem perfekten Dreher, jeder erzählt sie. Führend sollen früher die Wachmeister mancher österreichischen Reiterregimenter gewesen sein. Die Legende erzählt: Der Griff mit einem Stückchen Zigarettenpapier in der Linken in die Hosentasche, in der der Tabak lose bereit lag, erwischte die vorchriftsmäßige Menge Tabak, und dann, schweup, rollte er die Zigarette mit einer Hand auf dem

Oberschenkel des linken Beines, während er mit der Rechten den Gaul immer weiter nach Bosnien lenkte.

Ja, das waren noch begnadete Zigarettendreher! Gleiches kann man auch von Matrosen in den Hafenkneipen von Marseille erzählen, nur lenkten sie dabei nicht nach Bosnien, sondern hielten in der Rechten das Kartenspiel.

Ach, es fehlt einem doch viel, wenn man kein alter österreichischer Wachmeister war, oder die rechte Schulung im Hafen von Marseille ver-sumt hat.

### Verständigung

Als dem Mauer Jan Eilers der Backstein aus der Hand gegillten und dem gerade drunten am Gerüst vorübergehenden Großkaufmann Reineking vor die Füße gefallen war, blieb Herr Reineking stehen und äußerte sich, den Blick aufwärts gerichtet, wie folgt:

„Sie - das is dscha fahrlässig! Wollen Sie sich nicht freundlicher an büsschen besser in Aacht nehmen?“

Jan Eilers beugte sich über den Rand des Gerüsts, in einer Haltung, die gleichermaßen Verständnislosigkeit wie Einsatzbereitschaft ausdrückte. „Wat?“ fragte er.

Herr Reineking lief rot an und ging aus dem Leim. „Gottsdonner!“ brüllte er. „Willst du dubligel Hund mit hier den Brägen einschlagen, oder büßt du abasiger Saufack all er frühen Morgen besoffen?“

Jan Eilers nickte befriedigt.

„Kuck an“, sagte er, „nu kann er mit 'n mal Deutsch. Aber eers müß 'n gegen Unsernein dscha ümmer mal grob werden, nicht?“ K. L.



„Schrecklich, daß einem Mann andere Frauen so oft besser gefallen als die eigene!“  
„Ganz richtig, dafür ist man aber auch oft die ‚Andere!‘“

**Accomodamento:** „È terribile vedere come ad un uomo piacciono sì spesso le altre donne più che la propria!., – “È vero; ma in compenso si è anche spesso l’altra!.,

OLAF GULBRANSSON 44



„Was sagst du, du stützt mich? Nein, ich stütze dich!“

Piccola differenza d'opinione: "Che dici mai ... che sei tu che sostieni me? No, sono io che sostengo tei..

# DER ECHTE POUSSIN

VON SCHLEHDORN

Leider werden die Antiquitätenhändler immer seltsamer, die nichts von Antiquitäten verstehen. Alles verstehen heißt alles verteuern. Solange ein neues Bild mit einem goldenen Rahmen („ich habe den Künstler noch gekannt, das war so einer mit Samtjackete und Schulden“, erzählt der Händler) grundsätzlich mehr kostet, als ein altes („ist ein bißchen viel Firnis drauf, wird wohl 'ne Venus oder sonst 'ne Heilige sein“) — solange kann man das Neue gratis bewundern und das Alte billig erstehen. Aber wenn der Mann im Laden erst sagt: „Hier habe ich etwas für Kenner; vermutlich ein echter van het Fluysje, der war vermutlich Meisterschüler von Adrian Hals, bekanntlich vermutlich einem Vetter von Frans Hals, dem bedeutendsten Holländer, — Sie wissen: „Hillobello von Haarlem“, „Jachender Kavalier“ und so — also ganz groß. Ich erwarte täglich die Expertise von Professor Fallenswurf, dem bekannten Halspezialisten; der sagte mir noch gestern: Der van het Fluysje wird sicher über Nacht ein sehr gefragter Meister. Das ist mehr als Kunst, das ist Kapitalanlage“, — wenn der Mann im Laden so spricht, dann läßt die Finger davon.

Onkel Ewald, der Landgerichtsdirektor, hatte ein Bild erstanden. Er hatte es lange im Schaufenster des Antiquitätenhändlers betrachtet und dann kurz entschlossen gekauft, — sozusagen Liebe auf den ersten Blick. Es war in kleinem länglichen Format, stark nachgedunkelt, die typische „heroische Landschaft“. Links zeigte es einen zerfallenen Turm, geheimnisvoll rankenumsponnen. Daneben Bäume, nicht so hingeweht wie oft heutzutage, wo manches Bild zum Rebus wird, sondern jedes Blättchen mit Liebe ausgedüffelt. Rechts sah man einen Bergkegel, offenbar einen Vulkan, und vor dunklem Gebüsch Nymphen im Tanz, von vielem Firnis so braun, daß ein sportliches Mädchen von heute sie beneiden konnte. In der Mitte ein Wasser und im Hintergrund eine Ferne, in immer heller werdendem Blau verschwimmend, bis man Himmel und Erde nicht mehr unterschied. Der Kollege Wedding, dem seine holländische Frau zwei echte Wouwermans und einen fast echten von Dyk mit in die Ehe gebracht hatte, kam, sich das Bild zu ansehen. Er trat sachverständig zwei Schritte zurück, kniff die Augen zusammen und faßte den Onkel am Armel: „Donnerwetter, wissen Sie was? Das ist ja ein Poussin!“ Freudig erschrak der Besitzer: „Meinen Sie wirklich?“

„Zweifelloso, ein Poussin!“  
Onkel Ewald hing seinen Poussin in seinem Junggesellenheim über den Schreibtisch. Genuß in Augenhöhe. (Den Stich von Heidelberg mußte er dafür etwas höher anbringen.) Und wenn er von den Akten aufsaß, in die er mit seiner immer kleiner werdenden Schrift seine Notizen schrieb, so machte er auf dem Bild alle Reisen, die er im Leben nicht gemacht hatte, insbesondere nach Griechenland, und träumte von allen Fernen, die er nicht erreicht hatte und vielleicht auch von einigen Nymphen, die er leider nicht näher kennen gelernt hatte.

Den Poussin bewunderten die Neffen, wenn sie den Onkel besuchten, mit dem man bei einem guten Burgunder über alles sprechen konnte, auch über kleine Mädchen und kleine Schulden. Von dem Poussin

schwärmten die Nichten, wenn sie kamen, damit der reizende Onkel sie ins Theater führe.

Für Poussin wurde Onkel Ewald geradezu Spezialist. Er wußte alles über dessen Lebensgang in Rom und Venedig, über seinen Schwager Dughet, der sich später gleichfalls Poussin nannte, und über seine Nachfolger, von dem köstlichen Claude Lorrain bis zu Vernet. Seinen Poussin betrachtete er liebevoll durch die Lupe, entdeckte immer neue Schönheiten und suchte immer wieder vergeblich nach dem Signet des Meisters.

„Onkel Ewald poussierte seinen Poussin“, behauptete der Neffe Rolf. Rolf war es auch, der gelegentlich eine dumme Bemerkung machte, ob es nicht vielleicht eine Kopie...?

„Was meinst du, ob es wirklich ein Poussin ist?“ fragte Onkel Ewald am nächsten Tag voll Sorge seinen ältesten Neffen Regierungsrat Julius.

„Was soll es denn sonst sein?“ fragte der zurück und ließ am Abend seinen Vetter telefonisch wissen: „Rolf, du bist ein Riesenhorn.“ Von Stund an behandelten alle Onkel Ewalds Poussin wie das Spielzeug eines nervösen Kindes oder das neue Leiden eines Hypochonders. Bis schließlich Regierungsrat Julius einfach das Bild unter den Arm nahm und es zu einem Restaurator trug. Der betrachtete es kritisch, durchleuchtete es sachkundig und brach in schallendes Gelächter aus: „Ein Poussin soll das sein? Ein übermaltes Stillleben ist das.“

Und wirklich: hinter dem umrankten Turm verbarg sich eine Bierflasche. Der Kegel des Vulkans überdeckte einen Reittisch, und die Nymphen tanzten auf einem — Kümmelkäse!

„Was machen Sie für ein betäubtes Gesicht? Sie haben wohl sehr viel dafür bezahlt?“ fragte der Restaurator.

„Nein“, erwiderte Regierungsrat Julius, „aber der Onkel glaubt doch daran.“

„So sagen Sie ihm, es sei ganz der Stil von Poussin.“ — — —

„Es ist einwandfrei ganz der Stil von Poussin“, berichtete Julius, und der gute Onkel atmete glücklich auf: „Nicht wahr, aus seiner dritten Periode, nach 1642.“ Er wurde in gemessenen Grenzen poetisch: „Ist er nicht köstlich? Sieh nur, wie der Turm sich geradezu plastisch vorwölbt.“ — Die Bierflasche, dachte Julius. — „Wie natürlich steht im Hintergrund der Vulkan, der von Zeit zu Zeit nachkommen läßt, was tief im Innern ruht.“ —

Natürlich, der Radl, sagte sich Julius. — „Und wie die Nymphen tanzen auf dem schnellwellenden, aufduftenden —“ Kasz, wäre es Julius fast entfahren, aber er vollendete: „Wiesennain.“

„Ja, Wiesennain“, nickte der Onkel. Dann erzählte er von Claude Lorrain, der ein „liber veritatis“ führte, wo er die Skizzen aller seiner Gemälde aufzeichnete, um Fälschungen zu verhindern. „Leider hat Nicolas Poussin ein solches Buch nicht geführt.“

„Ja, leider“, sagte Julius und überlegte, daß auch Claude Lorrain vor Kopisten dadurch nicht sicher war.

Onkel Ewald war gestorben.

Die Zahl der Zylinder beim Begräbnis zeigte seine Beliebtheit. Der Präsident versprach ihm ein dauerndes Gedächtnis der Bekärdte. Der Pfarrer rührte ihn unter anderem als feinen Kunstkenner. Die Neffen und Nichten trauerten ihm ehrlich nach.

Als das sehr sorgfältige Testament, das jeden Bedachten, das jeden bedachte, eröffnet wurde, fand sich folgende Verfügung: „Mein Neffe Julius soll den Poussin über meinem Schreibtisch erhalten und seinem Wert entsprechend pflegen.“

Auf dem Heimweg mit Frau Dorette philosophierte Julius:

„Wie rührend, daß der gute Onkel gerade mir das Bild vermacht hat. Rolf hat die Bibliothek und Fritz den ganzen Burgunder geerbt. Daß so häufig hinter der blauen Ferne der Poesie sich der Materialismus in Käse und Bier verbirgt. Wie gut, daß Onkel Ewald das nicht gewußt hat. Original ist alles, wovon man nicht weiß, daß es Kopie ist. (Das gilt auch vom Schriftsteller.) Wie schrecklich sind in der Literatur und der bildenden Kunst die Onkels weggekommen. Nirgendwo steht ein Denkmal, das „den Onkel“ ehrt. Wo ist das Epos vom unsterblichen Onkel?“  
„Aber vielleicht“, meinte Dorette, „hat doch mancher Maler im Heiligen Joseph oder sonst einem verständnisvoll lächelnden Heiligen seinen Onkel Ewald porträtiert.“  
„Julius hat das Bild nicht über seinen Schreibtisch gehängt — „ich würde immer den Käse riechen“. Aber er sah es manchmal an, den geheimnisvollen Turm und die tanzenden Nymphen und die blaue Ferne. — Und meinte nach einiger Zeit: „Du, Dorette, ob der Restaurator sich nicht am Ende geirrt hat? Ob es nicht doch ein echter Poussin ist?“  
„Sicherlich“, willachte Frau Dorette, „aber wir wollen keinen Sachverständigen fragen. Sachkenntnis verdirbt den Genuß der Unbefangenen.“

(J. Hegenbarth)

Im Käfig - Davanti alla gabbia



„Warum ist denn der Bär so wild, Mutti?“ — „So sind alle Männer, wenn man sie einsperrt, mein Kind!“

„Dimmi, mamma, perché l'orso infuriato?“, — „Tutti gli uomini fanno così, bambino, quando si toglie loro la libertà.“



„Siehste, mein Junge, wenn jeder Mensch den Handstand beherrschen würde, könnte man sich auch in der Straßenbahn noch besser einteilen!“

„Vedi, ragazzo, se tutti sapessero far bene la querciola, si starebbe più comodi anche nella tramvia!„

## SCHWEIGEN IST GOLD

VON STEFAN HOLLENTHNER

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich in ein Pensionat. Die Abgabe von Kindern in ein Pensionat war damals sehr im Schwange. Es war so bequem, man hatte den Kopf frei für den Erwerb und das Herz fürs Vergnügen, und die Kinder waren in der Anstalt — in der Regel — gut aufgehoben. Man zahlte 150 Kronen im Monat oder auch ein wenig mehr, besuchte den Zögling jeden Sonntag — später etwas weniger oft: — brachte ihm Schokolade ging mit ihm spazieren und verabschiedete sich dann von ihm mit gerührten Küssen und einem Sack voll Ermahnungen. Inzwischen leistete das Pensionat ganze Arbeit. Wer Anlage hatte, die Autorität zu verachten, dem wurde das Rückgrat schmiegsam gemacht, wer hingegen am Verstande schwach war, dem wurde — ähnlich, wie man eine Gans schoppt — ein solides Wissen in die spröden Gehirnganglien hineingemauert.

Die Anstalt, in die ich gesteckt worden war, gehörte einem Orden und wurde von Lateinbrüdern geleitet. Unterrichtet wurde von acht Uhr früh bis sieben Uhr abends, also, wenn man von einer größeren Pause zu Mittag und einer kleineren am späten Nachmittag absah, eigentlich den ganzen Tag. Es gab auch die Möglichkeit, das Klavier- oder Viollenspiel zu erlernen. Ob das Talent im Einzelfall vorhanden war, war einer Erörterung gar nicht wert. Radio gab es damals noch nicht und die Grammophonmusik galt schon wegen des krächzenden Riesentrichters nicht als fein. Es war daher die Krone der Bildung selbst jenes Geräusch erzeugen zu können, das nach Wilhelm Busch „störend oft empfunden“ wird. Der Wille der Eltern entschied und der „Musikbruder“ nahm die Sache in die Hand.

Ich sollte nun das edle Klavierspiel erlernen. Da-

mals war ich neun Jahre alt. Ich weinte und wehrte mich mit Händen und Füßen. Täglich von eins bis zwei sollte ich klimpern, während meine Kameraden auf dem Spielplatz tollten! Meine Mutter hätte bald nachgegeben, doch mein Vater entschied: „Du lernst Klavierspielen und damit bastel Du plärrst, als ob es weh täte, es zu erlernen. Es tut bestimmt mehr weh, sich einen Zahn ziehen zu lassen... Na also.“

Unser Musikbruder hieß Roland, war ein Wallone von Geburt und ein springlebendiges Männlein. Wie alt er war, weiß ich nicht. Sein Gesicht war glatt und wohlgerundet, sein Schädel ebenfalls glatt wie ein Spiegel. Seine kleinen grauen Augen bewegten sich wieselflink und sahen so ziemlich alles, was sie nicht sehen sollten. Im Sack seiner weiten Kute trug er ständig ein hölzernes Ding, das aussah wie eine Spindel und an dem

## Montgomery, der Kraftmeier

(E. Thöny)



„Sie werden staunen, mit welcher Leichtigkeit ich die schwersten Situationen beherrsche!  
Das muß man gesehen haben, da muß man dabei gewesen sein!“

Montgomery, lo smargiasso: “Sarete stupiti nel vedere con che facilità io domini le situazioni più difficili!  
Bisogna aver visto! ... Bisogna esser stati presenti!”

mit einer Darmsaiten ein Eisenbleistabchen befestigt war. Beim Unterricht knipste Bruder Roland damit den Takt. Er zirpde wie ein Grille. Kam der Schüler öfters aus dem Takt oder griff er gar zu arg daneben, so borgte sich Bruder Roland die Hand des Sünders aus und schlug ihm auf den Fingerknöchel mit der hölzernen Grille den Takt, wozu er mit schmetternder Stimme sang: „Eine — zweie — dreie — viere — merk dir das, feilo, du bringst mich sonst ins Grab!“ Ei, das war kein Zirpen mehr, das war ein Heer wildbeißender Ameisen! Hüftig ranzte die Spindel auch auf meinen Fingern und ich fand, daß es mehr Schrecken bedeutet, das Klavierpielen zu erlernen, als sich einen Zahn ziehen zu lassen.

Ich wußte nicht, ob ich überhaupt jemals irgend ein Talent für Musik besaß. War es jedoch in zarten, verdickten Keimen vorhanden, so wurden diese durch Bruder Rolands hölzerne Grille zerstört vernichtet. Heute stehe ich der Musik ausgesprochen verschüchtert gegenüber. Wenn jene gewissen Inbrünstler im Konzertsaal neben mir sitzen und, wie vom Schlag getroffen, den Musikorgan irgendeiner der numerierten Symphonien in sich aufsaugen, zähle ich mit Beben: Eine — zweie — dreie — viere, und der Schweiß bricht mir aus vor Angst, so ein Jubelposaunist konnte patzen, mitten im größten Geißel! Nur die Schallplattenmusik verschafft mir eine Art von erlöstem Genuß, da es hier kein Patzen gibt. Die Zwangs-vorstellung von der zippenden Teufelspindel des wallonischen Roland verläßt mich, wenn die Schallplatte gerusam summend anläuft. . .

Nach einigen Monaten konnte ich außer Skalen auch schon einiges spielen, was sangbar war. So zum Beispiel: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald Oder: A, a, a, der Winter der ist dal Man hielt die Zeit für gekommen, um mich einem intimen Kreis als klavierspielendes Wunderkind zu präsentieren. So lud uns denn die Tante Karoline, als ich einmal Kurzerferien hatte, zu sich. Die Karolintin besaß im fünften Bezirk eine Spilutosenshandlung „en gros et en detail“, die sie offensichtlich gut ernährte. Die Tante war unförmlich dick und konnte nur sehr mühsam gehen. Seit Jahrzehnten sagten ihr die Ärzte einen plötzlichen Tod voraus. Sie starb aber just nicht, obwohl sie von frühmorgens bis spät abends klänge: „Och Gott, ich werd' wohl schon bald sterben!“ Es starben aber nur Ihre prophetischen Ärzte — und Ihre Männer. Drei Männern hatte sie bisher schon ins gemeinsame Familiengrab nachgewinkt. Sie hätten länger leben können, aber sie unterlagen leider dem spirituellen Reiz der Spilutosens im Laden der Tante. Sie sofften vorerst en detail, später en gros — und da war es bald aus mit ihnen, obwohl sie durchwegs handfeste Kerle gewesen waren. Jetzt war die Tante zum viertennal verheiratet, und zwar mit einem schneidigen Fiker vom Grund. Der Onkel Alois hatte lotrecht gewickelte Schnurrbartspitzen, im Knopfloch trug er gern eine Blume, im linken Ohr glitzerte ein goldenes „Flinsliert“. Er war der richtige fesche Naturbursch, kam rasch in Himmelfahrtsstimmung und hatte ein gutes Herz.

Ich wurde in meiner blauen Uniform in Tantes schönes Zimmer hineingeführt, wo die Fuchsen am Fenster standen und ein Kanarienvogel versessen piepste, und dann zum Kuß herumgerückt. Von der schlagobersbaladene Kaffee und der ge-zuckerte Mohndrudel aufgetragen, machte ich bereits die Tafelmusik. Das schreibt sich leicht nieder, vorausgegangen waren aber ein liebreiches Betteln von Onkel und Tante, ein unendliches Geziere meinerseits und die Androhung des Entzuges jeglicher Huld von Selten meiner Eltern. Schließlich entstieg das erste Stück dem alten braunen Flügel mit der taubengrauen Plüschdecke: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald! Als ich geendet hatte, folgte tosender Beifall. Der Onkel Alois erzeugte ihn ganz allein mit seinen mächtigen, sonnengebräunten Pranken; er klatschte,

daß die Schnurrbartspitzen bedenklich wackelten. Erst, als ihm die gestärkten Röllchen schon ganz nach vom gerutscht waren und ihm die Finger verkleimten, hörte er auf. Er erhob sich, klopfte mir im Vorübergehen auf die Achsel und sagte: „Bravo, Burscherl, dos häßt' i nôt 'glaub' von dir!“ Dann trat er zum Schrank und tat mit einer Kräftigkeit, die nur die Übung bringt, einen gewöhnlichen Schlüssel aus der Kognakflasche.

Die Tante sah ihn ja nicht, ihre blauen Augen schwammen in Tränen des Entzückens und der Rührung. „Och, du, . . . du bist ja ein zweiter Mozart! Na so was, so ein Kind noch — und schon so ein Künstler! . . .“

Die Tante meinte es mit ihren Worten durchaus ehrlich, sie war kinderlos, sie liebte mich — sehr zum Unterschied von meinen übrigen Verwandten — und ich sollte einmal das erben, was ihre trinkfesten Männer übrig lassen würden. (Es blieb nichts übrig, ihr fünfter Mann überlebte sie und versoff den ganzen Spilutosenshandel bis auf den letzten Koper.)

Mein Vater sagte gar nichts. Er sog an seiner Virginiazigarre und hatte ganz kleine Augen vor verschämtem Stolz. Er war gewiß sehr befriedigt über die Früchte seines unerbittlichen Entschlusses, mir die Pforten der edlen Musica öffnen zu lassen. Mutter hingegen lächelte, wie sie das gerne tat, ihr stilles, veronesenes Lächeln, und sagte schließlich ruhig: „Zeig, was du noch kannst!“

Ich zeigte, was ich noch konnte. Vom jungen Ruhm berauscht und ohne einen Gedanken an Bruder Rolands Spindel spielte ich: A, a, a, der Winter, der ist dal Dann noch einmal das Lied vom Kuckuck. Dann spielte ich Eigenes, mit viel Pedal und sehr sehr laut. Es herrschte schließlich ein sehr animierter Wirbel im Zimmer, der Onkel Alois versuchte mein manchmal recht atonales Gedröhne zu überschreien, ich hinwiederum wollte seiner Stimme die Durchschlagskraft durch noch ärgeres Eindreschen abkaufen. Bis es die Tante und meine Eltern nach einem ruhigeren Ort gelüstete und sie sich ins Nebenzimmer begaben, um dort einen neuen Teppich zu bewundern.

Der Onkel Alois hob mich mit einer Hand vom Klaviersockerl und setzte mich auf seine Knie. Seine Arme umschlangen mich. „So, du klauer Mozart“, sagte er, „jetzt fahr'n ma amol Fikier!“

## Frühlingswandlung

*Grau begann sich das Land zu entpuppen:  
aber nun ist es grün,  
getupft mit den weißen und rötlichen Schuppen  
der Kirschaumgruppen,  
die blühen.*

*Fern im Gelände blicken die runden  
kühlen Augen der Seen.  
Wie große Fühler zittern im bunten  
Lichte der ersten seligen Stunden  
Pappeln, die auf dem Hügelrand stehen.*

*Plötzlich bewegt es sich, anfangs bodtichtig,  
dann, wie zum eigensten Wesen erweckt,  
hebt sich, das Land, das schimmernde, mächtig,  
fliegt in den Frühling, blauflüchtig, prächtig,  
das schöne, das junge Insekt.*

Karl Martin Schiller

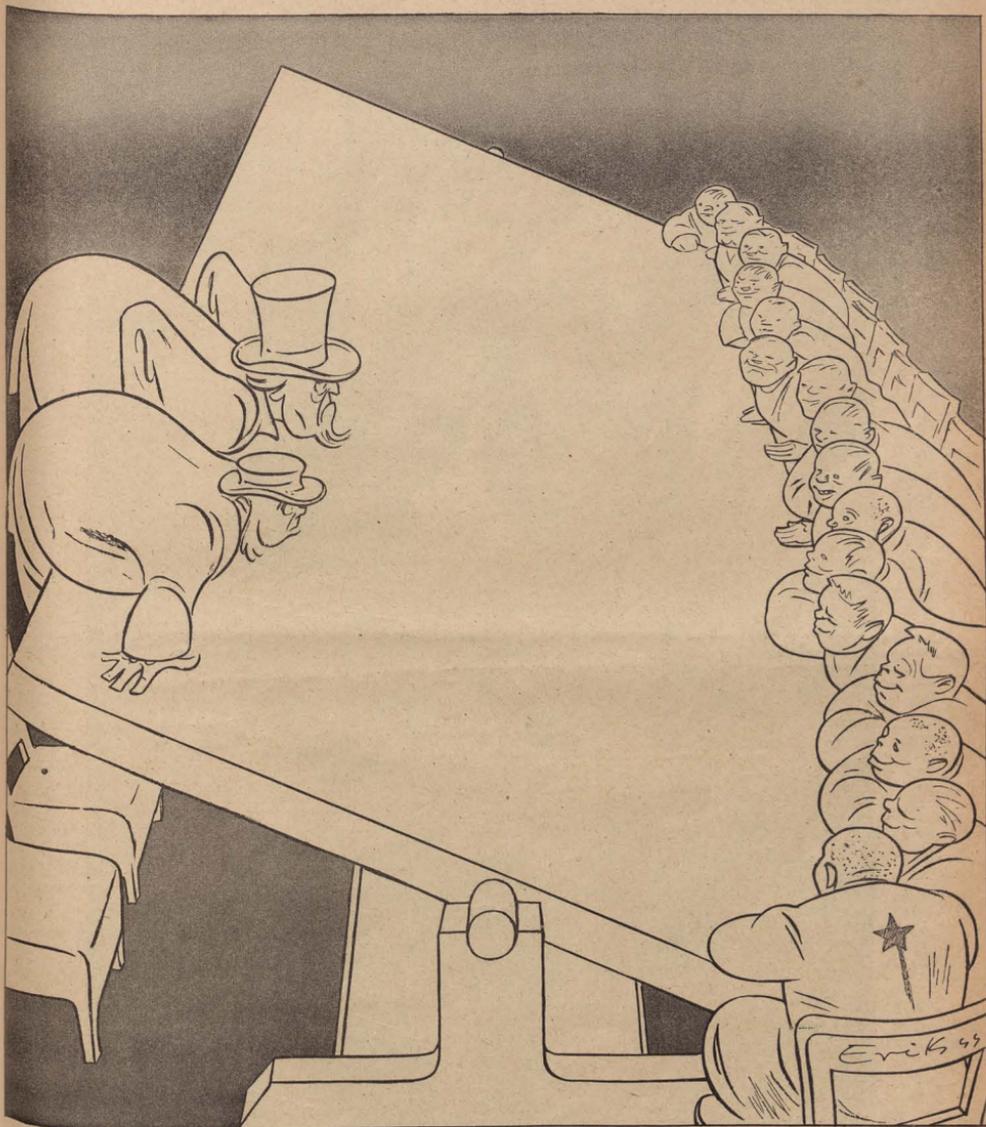
Der Onkel schnalzte hinneifend mit der Zunge und dann ging's los. Er schaukelte mich auf den Knien, vorerst im sanften Trab und dann im Gellopp und tat mit den Händen so, als würde er seine ferriegen Reppen zügeln. Im Großen und Ganzen stellte ich mir eine Fahrt im Fikaker wagen eingeweiderschüttend vor, ich war auch sehr erschöpft, als die „Fahrt“ zu Ende war und der Onkel Alois mir einen kräftigen, alkoholduftenden Kuß auf die Wange gab. „Gell, dos war fein!“ rief er und begann dann in seiner Tasche zu kramen. „Mach deine Augen zu, . . . na, wird's bald!“ Ich erhoffte mir ein Zuckerli, schloß die Augen und ströckte erwartungsvoll die Zunge heraus. Der Onkel lachte: „Jus daln! Schlecker wieder ein und halt' der Pratzel auf!“ Das tat ich. Ich spürte plötzlich etwas Kühles in meinem Handteller liegen. Ich hiß die Augen auf — es war ein blitzblanker, nagelneuer Silberguldent! Bevor ich noch losjubeln konnte, zog der Onkel die Stirne kraus und legte den imponierenden Zeigefinger an die Lippen: „Still sein, steck'n ein, kauf dir Zuckerl drum — aber der Tant' derzähl ja nix! Sie ist a wenig geizig, wußt' . . . Also, bleibt unter uns, Hand drauf!“ „Hand drauf!“ sagte ich und ließ den Geldern verschwinden, denn eben kamen meine Eltern mit der Tante zurück.

Nun empfahl sich der Onkel, er wolle ein bißchen nach seinen Pferden schauen, sagte er. Als er weg war, nahm mich die Tante in ihre Arme und sagte: „Was wird denn aus dir, noch alles werden? Mein Gott, wenn ich nur auch so schön spielen könnt! Seit mein zweiter Mann tot ist, hat keiner mehr das Klavier anrührt.“ Sie langte ätzend nach ihrer altmodischen Börse, die auf einem Tischchen lag, und sagte dann: „Weil du so brav bist, so gib ich dir was!“ Und zum zweitenmal spürte ich etwas Kühles in meinem Handteller liegen: einen blitzblanken, nagelneuen Silberguldent. Meine Eltern protestierten, und ich war sehr verlegen. Als das steigerte aber nur den Opferwillen der Tante. „Nimm nur, Bub, kauf dir Zuckerl drum! Aber hörst: dem Onkel darfst nix sagen! Versteht mich?“ Zu meinen Eltern gewendet, setzte sie hinzu: „Der Alois ist ein wenger geizig, er fürcht' sich gleich, es bleibt für ihn zu wenig.“

Als meine Eltern mit mir in der Straßenbahn nach Hause fuhr, war ich sehr still. Ich begann zu ahnen, was Philosphie ist. Da hatte ich im Sack zwei Silbergulden, um die sich meine heißte Hand schloß, damit sie nicht durch ein Klumpen ihre Zweifelt verstanen sollten. Nur ich wußte ja, daß es zwei Gulden waren, die ich besaß. Vater, Mutter, Onkel und Tante wußten nur von einem.

Ich überlegte weiter: Richtiger wäre doch gewesen, der Onkel und die Tante hätten sich vor-einander nicht getüchtigt und mir in Eintracht und gemeinsam einen Silbergulden überreicht. Das gegenseitige Mißtrauen hatte sie hingegen zwei Gulden gekostet. War es also immer gut, wenn die Linke nicht wußte, was die Rechte tat? Einige Male juckte es mich gewaltig, mich meinen Eltern anzuvertrauen. Ich wäre so gern wieder der Mittelpunkt des Erstaunens gewesen. Aber der Onkel Alois fiel mir ein, in meinen Augen das Unbild oder männlichen Tugenden, und daß ich ihm mit Handschlag gelobt hatte, die Sache würde ganz unter uns Männern bleiben. Meine Standhaftigkeit wurde belohnt. So oft ich in den Spilutosensladen zu Onkel und Tante kam, erhielt ich von jedem insgesam einen Gulden zugestückt. Zuletzt war er schon eine Belohnung für meine charakterfesteste Verschwiegenheit. Als es zehn Gulden waren, die ich schon bekommen hatte, ergab das ein Zwanzigkronenstück in Gold.

War mein Schweigen bisher Silber gewesen, war es jetzt wirklich Gold geworden. Alles, weil die Tante nicht wußte, was der Onkel tat.



oder der künftige Konferenztisch der Alliierten (Patent Molotow)

2:16, oppure il futuro tappeto della Conferenza degli Alleati (brevetto Molotow)



„Allerhand Geld für so eine kleine Radierung!“ — „Du weißt ja nicht, was vorher drauf war!“

Nel Gabinetto Grafico: „Tanto danaro per una sì piccola incisione!.. — “Ma tu già non sai cosa ci sta stato sopra prima!..“



## Hundeleben der Verräter

(Erich Schilling)



„Was meinst du, de Gaulle, schmecken nun Sowjetstiefel besser als britische oder amerikanische?“

Vita da cani dei traditori: „Che ti pare, de Gaulle, gli stivali sovietici non hanno dunque un sapore migliore di quelli britannici o statunitensi?..“